

11. Jahrgang | Verlag: Die Rama-Post vom kleinen Coco, Goch (Rhld.) | Nummer 9

Sternennacht.

Ein zahllos Flimmern glänzt aus ew'gen Fernen
Wie ein verheißungsvolles Lichtgefunkel.
Ringsum ruht alles Land in tiefem Dunkel.
Ich aber schaue einsam nach den Sternen.

Die Flur hat ihre Augen schon geschlossen,
Kein Zeichen mehr, daß noch ein Wesen wacht.
Auf allen Feldern lagert schon die Nacht.
Doch meine Seele steigt auf goldnen Sprossen

Hinein und höher, in das Sternenmeer.
Wie sich die Arme in Erstaunen breiten,
Die Augen voll Verwunderung sich weiten,
Geht immer neben mir die Sehnsucht her.

Georg Rißmann.



Engelsarbeit.

Von Edith Bialostotzky.

Dort oben im Himmel wohnen all die kleinen Englein. Die sind viel schöner, als sich ein Menschenkind vorstellen kann. Sie haben langes Haar, das fällt ihnen über die Schulter bis auf die Flügel in blonden oder braunen oder schwarzen Locken. Und die jüngsten Engelchen haben den ganzen Kopf voll Ringellöckchen. Die sind so niedlich; denk mal, sie laufen ganz nackend im Himmel herum! Die großen Engel tragen Kleider aus Wolkenschleierstoff, rosa, hellblau oder auch ganz weiß.

Du mußt aber nicht denken, daß die Englein den lieben langen Tag nichts weiter tun als spielen. O nein, auch die Engel müssen arbeiten. Sie arbeiten sogar Tag und Nacht, denn sie werden niemals müde und kennen auch keinen Schlaf.

Früh am Morgen, wenn du noch ganz fest schläfst und grad etwas recht Schönes träumst, dann wecken die Englein die Sonne. Sie treten alle an ihr Wolkenbett und singen ein wunderschönes Lied. Das klingt so lieblich und fröhlich, daß die Sonne gleich lachen muß, wenn sie aufwacht. Und wenn die Englein mal nicht so schön singen, dann lacht auch die Sonne nicht und es ist schlechtes Wetter.

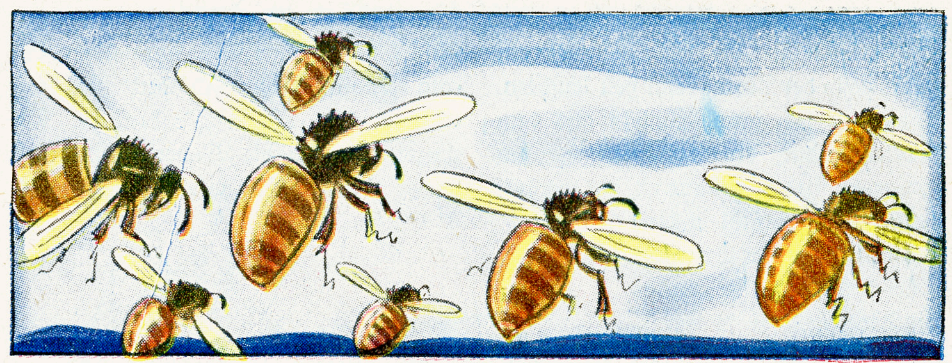
Ist nun die Sonne munter, so rufen die Englein: „Guten Morgen Mutter Sonne," und laufen schnell, um ihr den goldenen Strahlenkranz zu holen. Den haben sie in der Nacht blank geputzt, er leuchtet nun wieder rein und schön. Wenn Mutter Sonne den Strahlenkranz aufgesetzt hat, fängt sie an zu scheinen und weckt die Menschenkinder.

Nun haben die Engel viel zu tun. Erst müssen sie die Sternlein putzen, damit sie in der Nacht recht hell leuchten. Dazu holt sich jedes Englein aus dem Wolkenschrank, der aus einer großen schwarzen Wolke gebaut ist, ein weißes, weiches Wolkentüchlein. Und nun reiben sie die Sternlein blitzeblank. Später werden die Wolkentücher in klarem Wasser wieder sauber gewaschen und an die Sonnenstrahlen zum Trocknen gehängt. Da waschen die Englein auch ihre Kleidchen mit und ihre weißen Hemdchen, denn im Himmel muß immer alles rein und sauber sein.



Andere Engel fegen inzwischen den Himmel, damit er recht blau aussieht und sich die Menschen über das schöne Wetter freuen können. Oder sie gießen die Blümlein auf der großen Himmelswiese. Und so haben die Englein den ganzen langen Tag zu tun.

Wenn nun der Abend kommt, muß Mutter Sonne schlafen gehen. Hast du schon einmal am Abend die kleinen rosa Wölkchen am Himmel gesehen? Das ist das Bett der Sonne. Sie schläft in einem rosa Himmelbett auf rosa Wolkenkissen und deckt sich mit einer weichen rosa Wolkendecke zu. Die Engel schütteln die Betten tüchtig auf, damit Mutter Sonne ganz darin versinkt, wenn sie sich schlafen legt. Dann ziehen sie die rosa Wolkenvorhänge zusammen und singen leise ein süßes Abendlied. Die Sonne schläft ein, und es wird Nacht. Da zünden die Englein die Sternlein an; die Schutzengel aber fliegen hinunter auf die Erde, jedes ans Bett seines Schutzkindes und wacht die ganze Nacht bei ihm. Du hast auch dein Englein. Das erzählt dir schöne Geschichten und dann träumst du.



Die Abenteuer der Biene Maja.

von Waldemar Bonsels

(Für die „Rama-Post vom kleinen Coco" besonders bearbeitet vom Verfasser.)

Zehntes Kapitel.

Die Schlacht der Bienen und Hornissen.

Es herrschte eine ungeheure Erregung im Reich der Bienen. Selbst in den Tagen der Revolution war der Aufruhr nicht so groß gewesen. Der Stock brauste.

Die Königin hatte einen Posten inne, von dem aus sie in der Lage war, den Kampf zu überblicken. Ihre Adjutanten eilten und flogen hin und her. Nun war schon der dritte Kundschafter zurück. Er sank völlig erschöpft vor der Königin nieder.

„Ich bin der Letzte, der zurückkommt," schrie er mit äußerster Anstrengung, „die anderen sind tot."

„Wo sind die Hornissen?" fragte die Königin.

„Bei den Linden," rief er, und dann stammelte er in Todesangst:

„Hört, hört! die Luft saust von den Flügeln der Riesen!"

„Wie viele sind es?" fragte die Königin streng, „sprich leise."

„Ich habe Hunderte gezählt," flüsterte der Botschafter, und obgleich die Königin über die Stärke des Feindes erschrak, sagte sie doch laut und zuversichtlich:

„Es wird keine von ihnen ihre Heimat wiedersehen! Laßt die Räuber eindringen, einen nach dem anderen, bis ihr meinen Befehl hört, dann stürzen die ersten Reihen, je hundert zugleich, sich auf die Eingedrungenen, und die hinteren Reihen decken den Eingang . . ."

Sie brach ihre Wort ab, denn im Tor erschien der Kopf des ersten Räubers. Tastend und vorsichtig spielten die Fühler, die Zangen öffneten und schlossen sich, daß einem das Blut erstarren konnte, und langsam schob der ungeheure getigerte Leib mit seinen starken Flügeln sich nach. Der Panzer funkelte im Licht, das von außen eindrang.

Es ging wie ein Zittern durch die Reihen der Bienen, aber kein Laut war vernehmbar. Die Hornisse trat leise zurück und man hörte ihre Meldung:

„Der Stock schläft! Aber der Eingang ist halb vermauert und es sind keine Wächter da. Ich weiß nicht, ob das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen ist."

„Ein gutes!" klang es von außen, „vorwärts!"

Da sprangen zwei Riesen nebeneinander hinein, lautlos drängte es flimmernd, getigert und gepanzert nach.

Da klang es laut aus der Höhe:

„Im Namen eines ewigen Rechts und im Namen der Königin verteidigt das Reich!"

Es erhob sich ein Brausen und füllte die Luft, wie noch kein Kriegsgeschrei die Stadt erschüttert hatte. Es erschien, als müßte der ganze Stock durch dies tobende Brummen zersprengt werden, und wo eben noch klar gesondert die einzelnen Hornissen kenntlich gewesen waren, wälzten sich nun in dichten dunklen Knäueln brausende Haufen.

Die Hornissen sind ein altes, kampfgewohntes Räubervolk, und Morden und Rauben ist ihnen längst zum grausigen Handwerk geworden. Wenn auch der erste Ansturm der Bienen sie verwirrte und versprengte, so bedeutete er nicht so viel an Schaden, denn die Stachel der Bienen drangen nicht durch die Panzer der Riesen, und die Kraft und Größe der Hornissen gab diesen eine große Ueberlegenheit. Ihre durchdringenden, surrenden Kampfrufe, vor denen alle Wesen in Entsetzen geraten, die sie hören, überhallten das Kriegsgeschrei der Bienen. Fürchten doch sogar die Menschen diesen Warnruf der Hornissen und weichen ihnen lieber aus, ehe sie ungewappnet den Kampf mit ihnen wagen. In diese Kampfrufe mischten sich nun schon seit langem das Todes-Geschrei der Sterbenden, das Jammern der Verwundeten und ein wildes, schmerzvolles Stöhnen voll Todesangst und Abschiedsweh. Die furchtbaren Stachel der Hornissen hatten in der entsetzlichsten Weise unter den Bienen gewütet. Die wälzenden Haufen der Kämpfenden im Stock ließen eine ganze Bahn von Toten zurück. Die eingeschlossenen Hornissen hatten erkannt, daß ihnen der Ausweg abgeschnitten war, und das wohl keine von ihnen das Tageslicht wieder erblicken würde. So kämpften sie einen furchtbaren Verzweiflungskampf. Aber langsam erlagen sie doch, eine nach der andern.

Die lauten Zurufe der Hornissen vor dem Stock fanden keinen Widerhall mehr bei den eingedrungenen Gefährten.

„Sie sind alle tot," sagte die Führerin der Hornissen im grimmigen Schmerz und rief die Kämpfenden vom Tor zurück. „Es muß Verrat vorliegen, die Bienen waren vorbereitet."

Und mit Widerwillen und vor beleidigtem Ehrgeiz bebend, beschloß sie, einen ihrer Offiziere an die Bienen zu senden, um die eingeschlossenen zu retten. Das Toben der Bienenstadt war weithin vernehmbar.

„Eil dich!" rief sie und gab dem Friedensboten ein weißes Jasminblatt in die Hand. „Sag ihnen, wir würden davonziehen und ihren Stock für immer verschonen, wenn sie die Eingeschlossenen ausliefern."

Der Bote stürzte davon, schwenkte vor dem Tor sein weißes Blatt und ließ sich am Flugbrett nieder.

Sofort wurde der Bienenkönigin die Nachricht gebracht, es sei ein Abgesandter da, der verhandeln wollte, und die Herrscherin schickte ihm ihre Adjutanten. Als ihr die Kunde gebracht wurde, ließ sie die Antwort sagen:

„Wir Bienen liefern die Toten aus, wenn ihr sie mit euch nehmen wollt. Gefangene sind nicht gemacht. Die euren, die eingedrungen sind, sind alle tot. Ihr könnt wiederkommen, wann ihr wollt, es wird euch niemals besser gehn als heute." Die Führerin der Hornissen erbleichte, als sie diese Kunde vernahm. „Wir kommen wieder", knirschte sie. „Wie konnte uns dies geschehen? Sind wir nicht stärker und mächtiger als das Volk der Bienen?"

Da antwortete eine ältere Hornisse, die als Freundin der Königin galt: „Wir sind wohl stärker und mächtiger, aber das Volk der Bienen ist einig und treu. Das ist eine große Macht, der niemand widerstehen kann. Keine würde ihr Volk verraten, jede dient zuerst dem Wohl aller".

Die Führerin rief:

„Verlangt die Toten. Wir ziehen."

Es antwortete ihr ein dumpfes Schweigen. Der Bote flog davon. —

„Wir müssen mit einer neuen Tücke rechnen, obgleich ich nicht glaube, daß die Hornissen noch große Kampfeslust haben", sagte die Bienenkönigin, als sie diesen Entschluß der Feinde hörte. Sie befahl, daß zwei neue Abteilungen Krieger den Eingang zu decken hätten und daß die Wachsbereiterinnen und Trägerinnen und die Nachhut die Toten aus der Stadt schaffen sollten.

Und so geschah es. Über Berge von Toten hin wurde eine Räuberleiche nach der anderen langsam zum Eingang geschafft und hinabgeworfen. Im düsteren Schweigen verharrte drüben die Schar der Hornissen auf der Blautanne. Es war ein Bild von grenzenloser Trauer, das die heraufsteigende

Sonne beschien. Die Gefallenen, die einen ruhmvollen Tod gestorben waren, häuften sich im Gras unter der geretteten Stadt. Kein Tröpflein Honig und keine Gefangenen gingen in die Hände des Feindes über. Die Hornissen ergriffen ihre Toten und flogen davon, die Schlacht war beendet und das Volk der Bienen hatte gesiegt.

Aber bevor der Mittag heraufzog, begann schon wieder die gewohnte Arbeit, denn die Bienen feierten weder ihren Sieg, noch trauerten sie lange um ihre Toten. Ein jeder trug seinen Stolz und seinen Schmerz still mit sich herum und ging seiner Pflicht und Arbeit nach. Es war ein seltsames Volk, das Volk der Bienen. —

Am Abend mußte Maja vor versammeltem Hofstaat erzählen. Jeder wünschte zu wissen, wie es gekommen war, daß sie die Pläne der Hornissen in Erfahrung gebracht hatte, wie es ihr gelungen war, dieser schrecklichen Gefangenschaft zu entrinnen, aus der noch keine Biene entkommen war.

Und sie erzählte von Anfang bis zu Ende alles Wichtige und Bedeutsame, was sie erlebt und erfahren hatte, vom Grashüpfer, von der Spinne Thekla, von Hannibal und von Kurts liebevoller Hilfe. Als sie vom Elfen erzählte und von den Menschen, war es so still im Saal, daß man durch die Wände hören konnte, wie die Trägerinnen hinten im Stock Wachs kneteten.

„Ach nein", sagte die Königin, „wer hätte gedacht, wie lieblich die Elfen sind." Und sie lächelte vor sich hin, wehmütig und voll Sehnsucht. Und alle Würdenträger lächelten auf dieselbe Art mit.

„Wie war doch das Lied der Elfen?" fragte die Königin, „sag es uns noch einmal, man sollte es wirklich behalten."

Und die kleine Biene sagte noch einmal das Lied der Elfen:

Meine Seele ist der Hauch,
Der aus aller Schönheit bricht,
Wie aus Gottes Angesicht,
So aus seiner Schöpfung auch.

Es war eine kleine Weile still, nur im Hintergrunde tönte ein verhaltenes Schluchzen. Wahrscheinlich dachte dort jemand an einen gefallenen Freund.

Als Maja dann fortfuhr zu berichten und von den Hornissen sprach, wurden alle Augen groß und still und dunkel. Jede versetzte sich in die Lage, in der eine der Ihren sich vor kurzer Zeit befunden hatte, und ein leises Zittern ging durch die Reihen.

„Entsetzlich," sagte die Königin, „also schrecklich . . ."

„Und so bin ich denn endlich wieder angelangt," schloß Maja, und bitte vielmals um Verzeihung."

Die Königin legte den Arm um ihren Hals und sagte gütig:

„Du hast deine Heimat und dein Volk nicht vergessen, und im Herzen warst du treu. So wollen auch wir die Treue halten. Für die Zukunft sollst du an meiner Seite bleiben und mich in der Leitung der Staatsgeschäfte unterstützen, ich glaube, daß deine Erfahrungen und alles, was du gelernt hast, auf diese Art am besten allen zustatten kommen werden und dem Wohl des Staates."

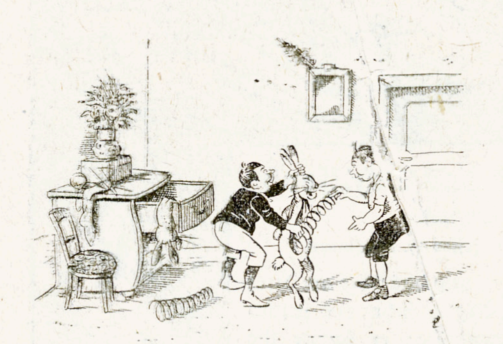
Diese Bestimmung der Königin wurde von den Anwesenden mit großem Jubel aufgenommen und es ist dabei geblieben.

So endet die Geschichte von den Abenteuern der kleinen Biene Maja. Man hörte, daß ihre Wirksamkeit der Bienenstadt zum Wohl und Nutzen gereichte, daß sie zu hohem Ansehen kam und von ihrem Volk geliebt wurde. Zuweilen suchte sie an ruhigen Abenden für ein Stündchen der Unterhaltung das stille Kämmerchen auf, in dem immer noch Kassandra lebte, Gnadenhonig aß und alterte. Dort erzählte sie den jungen Bienen, die ihr gerne lauschten, die Geschichten, die wir mit ihr erlebt haben.



Die Hasenfelle.

Von J. Abendrot.





Paul und Max, das sind zwei Helle!
Nehmen Minnas Hasenfelle,
Denen sie das Bäuchlein füllen
Mit Spiralen — ganz im stillen!

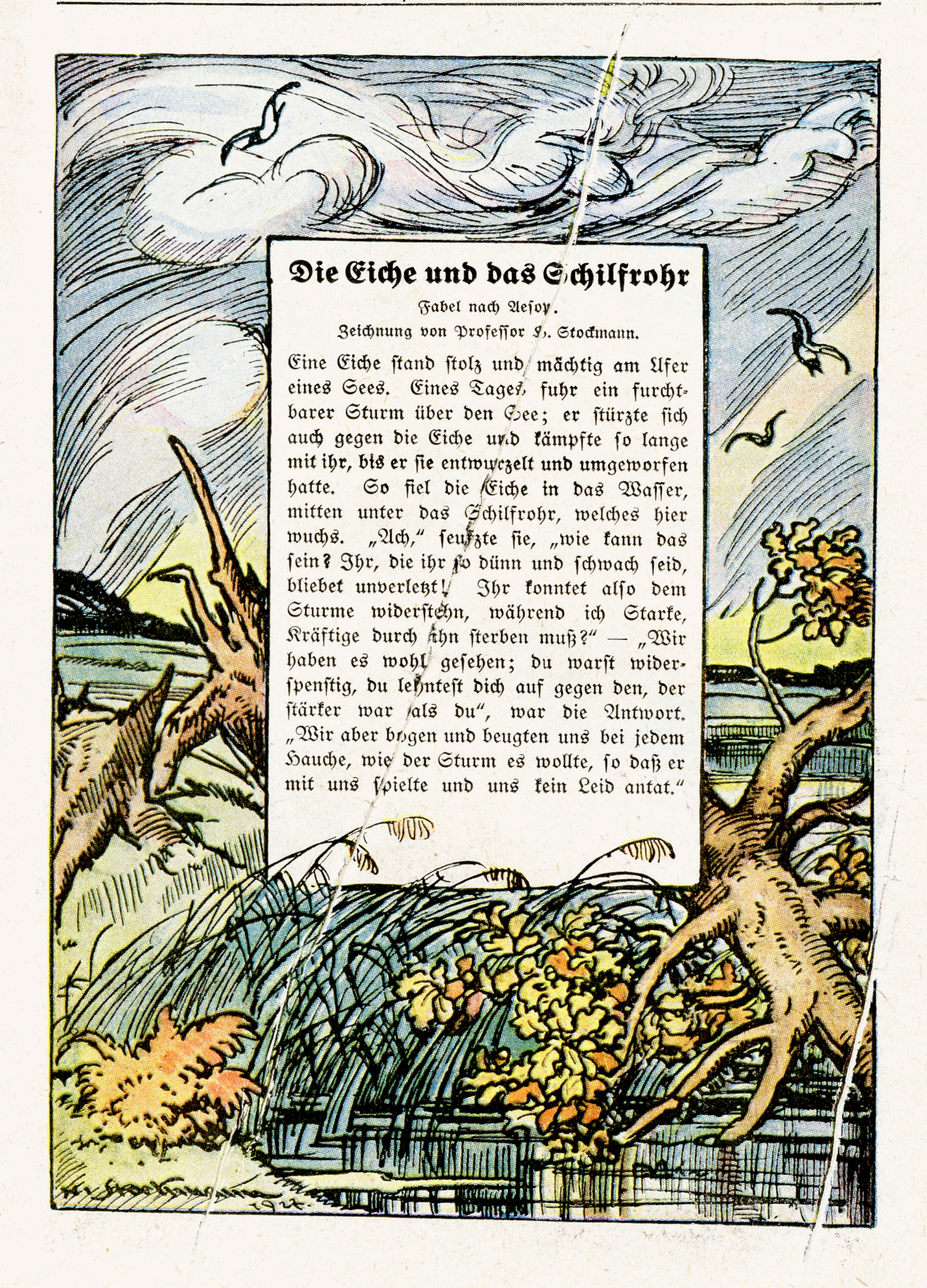
Ach, sie müssen selbst schon lachen
Über ihre tollen Sachen:
Seht wie sie mit listigen Blicken
Häschens in den Kasten drücken!





Kommt die Minna hier gelaufen,
Um die Felle zu verkaufen.
Denkt, die beiden Hasenfelle
Liegen noch wie einst zur Stelle.

Zieht mit schwupp den Kasten aus —
Springen schwapp zwei Hasen raus!
Während Paul und Max mit Lachen
Schleunigst auch „den Hasen machen"!



Die Eiche und das Schilfrohr

Fabel nach Aesop.

Zeichnung von Professor H. Stockmann.

Eine Eiche stand stolz und mächtig am Ufer eines Sees. Eines Tages fuhr ein furchtbarer Sturm über den See; er stürzte sich auch gegen die Eiche und kämpfte so lange mit ihr, bis er sie entwurzelt und umgeworfen hatte. So fiel die Eiche in das Wasser, mitten unter das Schilfrohr, welches hier wuchs. „Ach," seufzte sie, „wie kann das sein? Ihr, die ihr so dünn und schwach seid, bliebet unverletzt! Ihr konntet also dem Sturme widerstehn, während ich Starke, Kräftige durch ihn sterben muß?" — „Wir haben es wohl gesehen; du warst widerspenstig, du lehntest dich auf gegen den, der stärker war als du", war die Antwort. „Wir aber bogen und beugten uns bei jedem Hauche, wie der Sturm es wollte, so daß er mit uns spielte und uns kein Leid antat."

Eulenspiegel als Bäckerknecht.

Bild von Professor G. Scholz.

Als Eulenspiegel gen Braunschweig in die Herberge kam, wohnte ein Brotbäcker nahe dabei; er rief ihn in sein Haus und fragte ihn, was er für ein Gesell wäre? Er sagte: „Ich bin ein Bäckerknecht". Da sprach der Bäcker: „Ich habe jetzt eben keinen Knecht, willst du mir dienen?" Eulenspiegel sprach: „Ja." Als er nun zween Tage bei ihm, hieß ihn der Bäcker auf den Abend backen; er könnt ihm nicht helfen bis gegen den Morgen. Eulenspiegel sprach: „Ja, was soll ich aber backen?" Der Bäcker, der ein spöttischer Mann war, ward zornig und sprach im Spott zu ihm: „Bist du ein Bäckerknecht und fragst erst, was du backen sollst? Was pflegt man zu backen? Eulen oder Meerkatzen?" und hiermit ging er schlafen. Da ging Eulenspiegel in die Backstube und machte den Teig zu eitel Eulen und Meerkatzen und buk die. Des Morgens stand der Meister auf und wollte ihm helfen, und als er in die Backstube kam, fand er weder Wecken noch Semmeln, sondern eitel Eulen und Meerkatzen. Da ward der Meister zornig und sprach: „Was hast du nun gebacken?" Eulenspiegel antwortete: „Was Ihr mich geheißen habt, Eulen und Meerkatzen." Der Bäcker sprach: „Was soll ich nun mit der Ware tun? Solch Brot ist mir zu nichts nutz; ich kann das nicht zu Geld machen." Hiemit griff er ihn beim Hals und sprach: „Bezahl mir meinen Teig." „Ja, wenn ich Euch den Teig bezahle, soll dann die Ware mein sein, die davon gebacken ist?" Der Meister sprach: „Was frag' ich nach solcher Ware? Eulen und Meerkatzen dienen mir nicht auf meinen Laden." Also bezahlte Eulenspiegel dem Bäcker seinen Teig und nahm die gebackenen Eulen und Meerkatzen in einen Korb und trug sie aus dem Haus in die Herberge „Zum wilden Mann". Und Eulenspiegel gedachte bei sich selbst: Du hast immer gehört, man könnte nichts so Seltsames gen Braunschweig bringen, daraus man nicht Geld löse. Nun war es gerade am Sankt Niklasabend. Da ging Eulenspiegel vor die Kirche stehen mit seiner Kaufmannsware und verkaufte die Eulen und Meerkatzen alle und löste viel mehr Geld daraus, als er dem Bäcker für den Teig gegeben hatte. Das ward dem Bäcker kund getan. Da verdroß es ihn; er lief also hin vor die Sankt Niklas-Kirche und wollte die Backkosten für diese Dinge von ihm fordern. Aber Eulenspiegel war mit dem Gelde auf und davon und der Bäcker hatte das Nachsehen.



Wie man aus Papierluftschlangen allerlei Töpferwaren herstellen kann.

Liebe Kinder! Ihr kennt sicher all die bunten Papier-Luftschlangen, die an Fastnacht von groß und klein einander zugeworfen werden und nachher auf den Straßen liegen und an den Bäumen hängen. Wenn ihr gut zuseht, könnt ihr sie jetzt schon in den Schaufenstern sehen. Ich weiß etwas Besseres damit anzufangen, als sie so sinnlos durch die Luft zu werfen. Ich will euch einmal verraten, wie ihr aus diesen Luftschlangen, die so billig sind (ein Paket mit 20 Rollen kostet nur 15 Pfennig), allerliebste, wie zierliche Tonwaren wirkende Schüsseln, Töpfe, Pfannen, Tassen, Körbchen, Teller und dergleichen herstellen könnt. Also, ihr kauft euch eine Rolle Luftschlangen und in einer Drogerie für 10 Pfennig Wasserglas. (Wasserglas ist eine klebrige Flüssigkeit. Wenn eure Mutter für den Winter Eier einlegen will, nimmt sie Wasserglas dazu.) Auch einen kleinen Pinsel brauchen wir. So und nun wollen wir mit unserer Töpferarbeit beginnen.

Wir nehmen eine Luftschlange, stecken eine Stecknadel auf den Tisch oder auf ein Brettchen. Von außen öffnen wir die Rolle und legen sie um die Nadel. Wir fangen nun an, die Rolle abzuwickeln und drehen mit dieser eine neue auf, und zwar muß es eine ganz feste, schön glattgerollte Platte geben. Ist eine Rolle abgewickelt, dann nehmt ihr eine neue, klebt den Anfang mit etwas Wasserglas fest und gebt gut acht, daß keine Lücken entstehen. (Bild 1.) Die Farben könnt ihr nach Belieben wählen, am besten zwei oder drei verschiedene; aber achtet auch darauf, daß sie ein wenig zusammen passen. Habt ihr nun so aus sechs, acht oder zehn Luftschlangen eine Platte aufgedreht, so formt mit den Fingern den Gegenstand, den ihr haben wollt: eine Tasse, eine Schüssel, eine Schale usw. Beim Durchdrücken müßt ihr sehr vorsichtig sein, sonst könnte die Platte leicht auseinander fallen, und ihr müßtet wieder von vorn anfangen. Habt ihr die Form schön gleichmäßig durchgedrückt und mit den Fingern glattgestrichen, dann pinselt mit eurem Wasserglas schön innen und außen über die Form. Nun laßt ihr das Ganze trocknen, aber nicht in der Nähe des Ofens. In ganz kurzer Zeit ist die Form trocken. Am besten geht ihr zweimal mit Wasserglas darüber, dann bekommt die Form einen schönen Glanz. Wenn ihr wollt, könnt ihr auch kleine Füßchen darunter kleben.

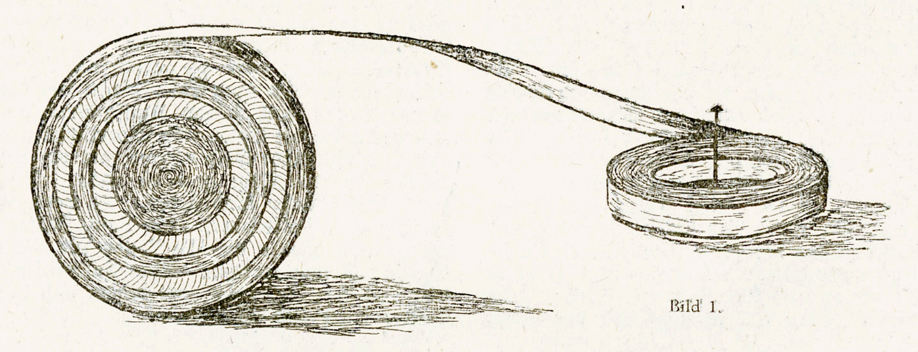
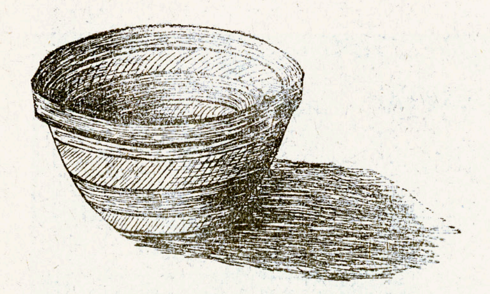
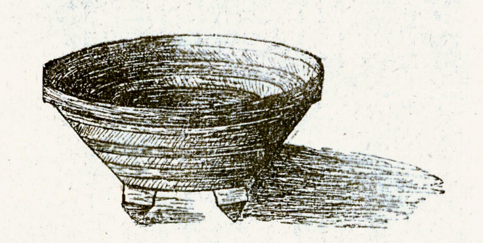


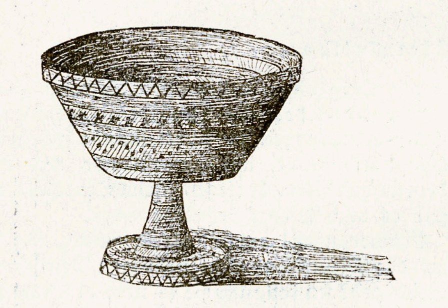
Bild 1.





Diese bestehen ebenfalls aus kleinen Röllchen aufgewickelter Luftschlangen. Man drückt sie ein wenig mit dem Finger heraus und klebt sie mit Wasserglas fest.

Ihr seht hier einige der niedlichen Gefäße. Kleine mit dem Pinsel in



abstechender Farbe ganz leicht aufgesetzte Zierbörtchen erhöhen noch die Wirkung, die bei sorgsamer Ausführung und harmonischer Farbenwahl das Material nicht ahnen läßt. In dieser Art kann man auch größere Schälchen für Stecknadeln, Garn, Nähzeug, Schmuck und dergleichen anfertigen.

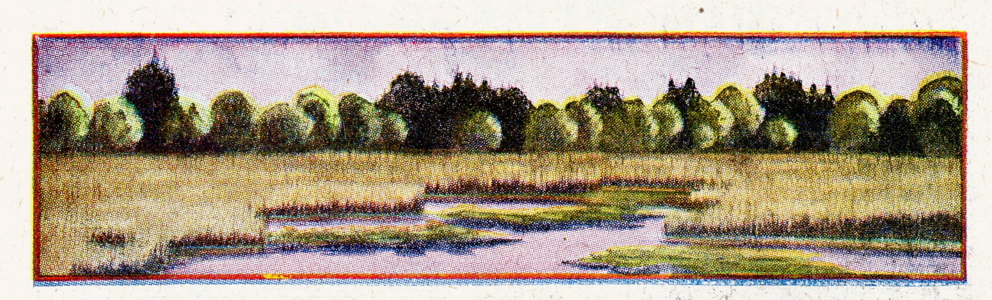
Wenn ihr eure Schularbeiten beendet habt, wie könnt ihr da so schön, wenn es abends so gemütlich im warmen Stübchen ist, euch mit dieser Arbeit beschäftigen. Ich bin sicher, daß eure Phantasie eine ganze Menge der verschiedensten Formen sich ausdenken wird. Die Arbeit wird euch große Freude machen; fangt nur einmal damit an! Und nun wünsche ich euch guten Erfolg bei der frohen Arbeit. Tante Mie.

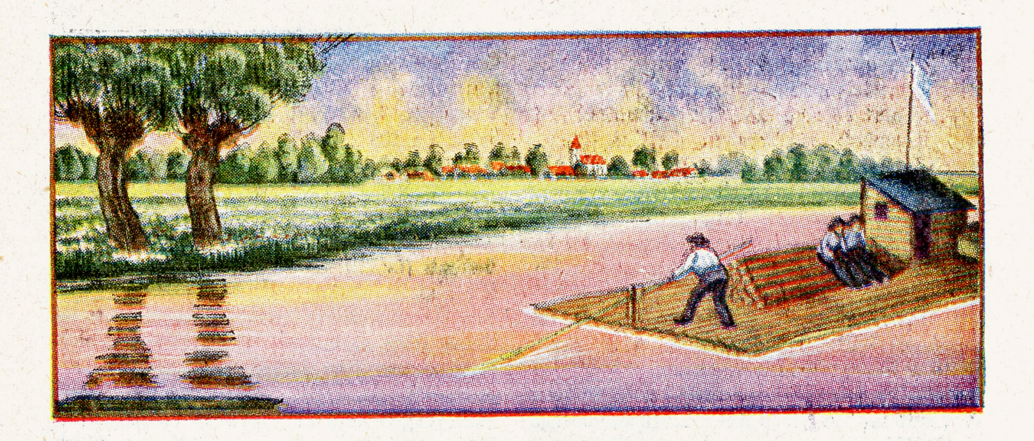


Von Else von Steinkeller.

Wenn auch in Rußland geboren — der Memel oder Njemen ist doch ein deutscher Strom, und es ist deutsches Land, das er durcheilt, nachdem er vom Knaben zum Manne herangewachsen ist. Deutsche Erinnerungen, deutsche Bilder erstehen vor uns, wenn wir ihn sehen. Die alte Handelsstadt Memel trägt ja auch sogar seinen Namen, und in ihr steht ein einfaches Haus, das mit seiner bescheidenen, ja fast ärmlichen Einrichtung einst der preußischen Königsfamilie ein Zufluchtsort war. Schwer krank war Königin Luise im Januar 1807 vor den Franzosen von Königsberg her über die Kurische Nehrung geflohen. „Ich will lieber in die Hände Gottes fallen, wie in die Napoleons!" sagte sie, und dann vertraute sie sich einem Reisewagen an zu einer furchtbar langen Fahrt mitten durch Eis und Schnee des ostpreußischen Winters. Und die alte Stadt am Memelstrom, die äußerste Stadt Preußens war dann ihre Rettung. Sie wurde hier wieder gesund, und trotz aller Sorgen und Entbehrungen, die die königliche Familie hier durchmachte, am Ostseestrande und in dem unweit Memel gelegenen Gut Tauerlauken gab es auch wieder fröhliche Tage.

Erinnerungen! Sie sind oft wehmütig. Jetzt, wo das Memelland nicht mehr zum Deutschen Reich gehören soll, sind sie es noch besonders. Und die Natur hier tut vielleicht auch noch das Ihre dazu, den Menschen ernst und nachdenklich zu stimmen. Wer an himmelhohe Felsen, Burgen und romantische Ausblicke gewöhnt ist, sagt vielleicht: „Das ist ja gar keine Natur hier, das ist eine langweilige Einöde!" Aber damit tut er dem Memelland Unrecht. Jede Landschaft hat ihr eigenes, besonderes Gesicht, und ist dem ans Herz gewachsen, dessen Heimat sie ist. Man muß seine Augen nur richtig einstellen auf den



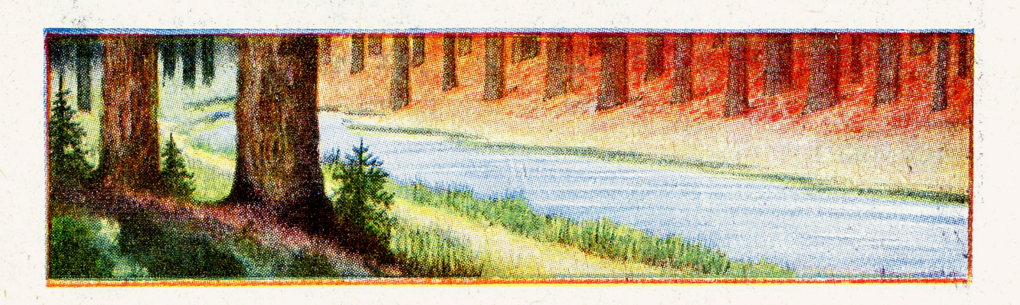


weiten unbegrenzten Blick, und seine Ohren auf all die Stimmen der Natur und auch auf die schwermütige Schönheit litauischer Volkslieder und Sagen. Fühlen muß man das Memelland und verstehen, dann wird man es lieb gewinnen und seine Reize, seine Wunder entdecken.

Ach, ein Land mit der Vergangenheit, ein Land, in dem noch Reiher horsten und Elche den kühnen Jäger locken, ist gewiß nicht langweilig. Und seine Schönheit? Ja, seht doch, wie die blauen Wogen der Ostsee seinen Strand umspülen, sich über ewig wandernden Dünensand hinweg liebend vereinen mit dem Wasser des „Kurischen Haffs". Seht die Flußläufe, auf denen im Morgennebel die Flößer mit ihren Holzflößen schattenhaft einhergleiten. Und die Wege mit Birken bestanden, denen hie und da keck ein Ebereschenbaum beigesellt ist, so daß im Hochsommer ein lebhafter Farbenwettstreit beginnt, zwischen weißleuchtenden Birkenstämmen und feuerroten Beerendolden.

Ueberhaupt Farben! Die gibt's wohl nirgends so klar und frisch wie hier oben. Der Himmel selbst präsentiert sie ja. Hartblau spannt er sich bei Tage wie eine Glasglocke über die weite Ebene, um dann nach Sonnenuntergang am Horizont in einem wahren Feuerzauber von Rot-, Orange- und Lilatönen zu erstrahlen. Regenbogen, Nordlichte, alles in einem zaubert er hervor und läßt es dann sanft hinübergleiten in die „weißen Nächte" des Nordens mit ihrem rätselhaften Licht! Glaubt mir's, dann wachen Märchen auf, Wassergeister kichern im Schilf, geheimnisvoll raunen die Nebelfrauen, rastlos mit silbernen Klingen rieselt der Sand.

Es ist wirklich schön, das Memelland, und es ist auch nicht überall platt und flach. Die Uferhöhen des Memels und seiner Nebenflüsse steigen stellenweise sogar zu ganz beträchtlichen Höhen an, ja, die sogenannten „Goldaper Berge" erreichen fast die Höhe von 300 Metern vom Meeresstrand an gerechnet. Ein besonderer Lieblingsberg der Bewohner des Memellandes ist aber der hart am Strom gelegene „Rambinas", ein Höhenzug, mit sonderbar geformten Hügeln und Wällen. Litauische Lieder singen von ihm und in der



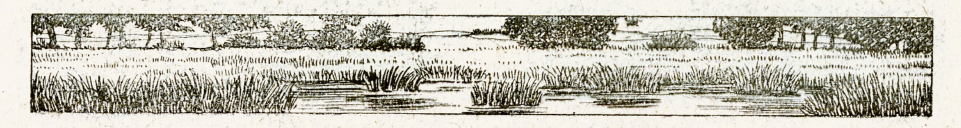
Johannisnacht pilgert das Volk zu ihm, sich der schönen Heimat zu freuen und vielleicht ein so ganz klein wenig Johannisspuk zu erleben.

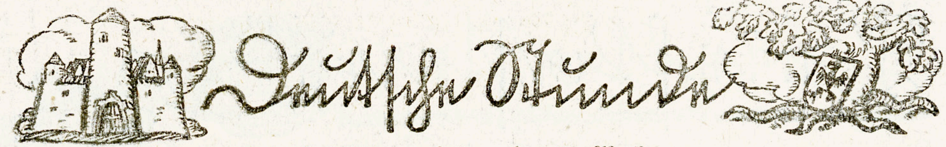
Hier gibt es auch Wälder. Urwälder fast, mit Unterholz, wuchernden Schlingpflanzen und Brombeerranken. Die Nebenflüsse des Memels kommen zum Teil überraschend aus solchem Waldesdickicht hervor. Überraschend auch in der Färbung ihres Wassers, die bei dem einen hell und klar, beim andern goldbraun, ja manchmal ganz schwarz erscheint. Es ist ein Abenteuer, wenn man sich im Kahn weiter in diese Wildnis hineinwagt, über deren Wasser bunte Libellen schweben und Brombeerranken sich von einem Ufer zum andern die Hand reichen. Geschickt winden und drehen diese Flüßchen sich, genau wie ihr Vater, der Memelstrom, der sich ja auch in mannigfachen Windungen durchs Land zieht bis hin zum „Kurischen Haff".

In besonders lieber Erinnerung ist mir hierbei die „Minge" (sprich Minja), die in den Memel gerade noch mündet, kurz bevor er im Haff verströmt. An einem drolligen kleinen Marktflecken läuft sie vorüber durch Wiesen und Felder und man läuft blumenpflückend mit ihr zusammen, bis zu einer großen Oberförsterei, wo liebe Menschen einem winken, und ein schön gedeckter Kaffeetisch mit Bergen von Waffeln und köstlichem ostpreußischen „Schmand" (Sahne) einen erwartet. Eine große Versuchung ist dieser Kaffeetisch, aber man widersteht ihr, man fühlt sich der Minge ja verpflichtet. Und die rauscht jetzt übermütig in einem Wäldchen zwischen hohen Ufern, in deren Gras Vergißmeinnicht und Dotterblumen blühn. Wie Delphine kommen da plötzlich große Holzblöcke auf ihr geschwommen, die auf diese einfache Art von den Holzfällern zu den Schneidemühlen stromab geschafft werden. Wasserpferde, auf denen fröhliche Jugend in Badehöschen ein Stückchen reitet, bis ein Strudel im Wasser den kühnen Reiter veranlaßt, hastig nach den überhängenden Buchenzweigen zu greifen, um so in der Luft baumelnd, gewissermaßen wieder „Boden unter die Füße zu bekommen".

Den Memel und die Minge, sie kenne ich am besten, aber einmal habe ich auch die Bekanntschaft ihrer Schwester, der Dange (Danjä) gemacht. Ausgerechnet drei Wochen vor Ausbruch des Weltkrieges war's, da machten wir eine Wagenfahrt von Memel her, ahnungslos ins Russische Reich hinein. Eine schnurgerade Chaussee ging es entlang, vorüber an Tauerlauken. Dann kam ein Gasthof „Collathen", da erklärte unser Rosselenker, hier müßte man „Station" machen, es wäre einfach schicklich, es zu tun. Diese Station bestand für ihn in Bier und einem Kümmel, für uns in Kaffee und knallgelbem Kuchen, den wir im Garten mit den Hühnern teilten. Dann ging es weiter. In Bajoren war die Grenze mit hier schwarz-weißen, da grünweißen Zollschranken. Pässe wurden geprüft, Nachfragen nach verzollbaren Gegenständen, dann ratterten wir nach Rußland hinein. Ratterten im vollsten Sinne des Wortes, denn von diesem Augenblick an hörte die Kultur auf. Die Chaussee, bisher glatt und sauber, hier erschien sie als ein wüstes Feld mit tückischen Klippen, Abgründen und tiefen Wasserlachen. Die Aecker rechts und links, bis jetzt wogende Kornfelder, wurden zu einer Trümmerstätte, einer wilden Gebirgslandschaft, übersät mit kleinen und großen Steinen. Dann der erste russische Ort, bunt angemalte Holzhäuser, ein viereckiger Marktplatz, mitten darauf eine Kirche, umgeben von verlotterten ländlichen Gespannen. Sonst noch Teestuben und Wirtshäuser, Alkoholdunst, vermischt mit dem Duft stagnierender Rinnsteine. Und richtig, da war ja auch die Dange. Ausgeartet zu einem Dorftümpel übelster Art, in dem Kinder, Gänse und Schweine gleichzeitig badeten und Frauen mit bunten Ketten und auffallenden Kopftüchern zweifelhafte Wäsche „säuberten". Was mir sonst noch auffiel, waren Kosacken, entsetzlich viel Kosacken, drei Wochen vor dem Kriege!!! Aber wie gesagt, man war ja ahnungslos, wennschon man erleichtert aufatmete, als die Zollschranke schließlich hinter einem zuschlug und man wieder in Deutschland war.

Die Grenze ist jetzt verschoben. So heißt es. Aber es wird dabei ja nicht gleich so werden, wie mit dem steinigen russischen Acker. Die deutsche Kultur bleibt, und was auch äußerlich geschieht, die deutsche Seele stirbt nicht im schönen deutschen Memelland.





Geleitet von Lehrer Harald Wolf.

Aenderung der Wortbedeutung. (6. Fortsetzung.)

In der „Deutschen Stunde“ hast du bereits erfahren, wie sich im Laufe der Jahrhunderte die äußere Gestalt, die Rechtschreibung der Wörter vielfach geändert hat. Aber auch die Seele, nämlich der Sinn oder die Bedeutung sehr vieler Wörter hat sich gar mannigfach gewandelt, sodaß wir heute mit einem Worte oft etwas ganz anderes meinen, als unsere Vorfahren. So haben viele Wörter, die einst einen guten Klang, eine hohe Bedeutung hatten, ihr Ansehen eingebüßt und einen schlechten Beigeschmack bekommen, während andere wieder in ihrem Werte gestiegen sind.

Die Ausdrücke frech, einfältig, gemein, blöd, dämlich oder dämisch, albern, schlecht, Tölpel, tölpelhaft, schimpfen, Kerl und Sippschaft haben heute sämtlich einen verächtlichen, tadelnden Unterton und dürfen zum Teil als sogenanntes „Gassendeutsch“ in gewählter Rede nicht verwendet werden.

Was aber bedeuteten sie früher, in mittel- oder althochdeutscher Zeit? Ein frecher Kerl konnte einstmals stolz auf diese Bezeichnung sein; denn so nannte man einen kühnen, übermütigen, verwegenen Mann. Kerl, verwandt mit dem Namen Karl, bedeutete Mann oder Diener. (In unserer Sprache verwandten Dänischen heißt heute noch der Knecht karl.) Da verwegene, übermütige Taten gar leicht „zu weit gehen“ und deshalb andere ärgern oder beleidigen, so mag wohl dadurch frech die jetzige schlechtere Bedeutung erhalten haben.

Ein schlechtes Kleid, ein schlechtes Essen bedeutete einst ein einfaches (schlichtes!) Kleid, ein einfaches Essen. Diesen ursprünglichen, durchaus nicht verächtlichen Sinn hat schlecht noch in den Ausdrücken schlechtweg, schlechterdings, recht und schlecht; erst in neuhochdeutscher Zeit bildete man davon die Nebenform schlicht, die nun die alte, gute Bedeutung von schlecht bekommt.

Einfältig nannte man einst einen treuherzigen, unverdorbenen Menschen, dessen Herz gleichsam nur eine einzige Falte hat, in die jeder hineinsehen kann, wo nichts versteckt wird; und albern kommt vom ahd. alawari = ganz wahr, freundlich, offen! Beide Wörter mögen ihre ungünstige Bedeutung in verdorbenen Zeiten erlangt haben, als Treuherzigkeit und Aufrichtigkeit für dumm und lächerlich angesehen wurden.

Dämlich (dämisch) bedeutete ermattet und verschlafen; blöd: blind, schwach oder gebrechlich; schimpfen: scherzen oder spielen. (Mhd. schimpfeliet = Scherzlied!) Wie mag es bei diesen drei Wörtern zur Bedeutungsverschiebung gekommen sein? Denke an die Erklärung von frech!

Tölpel kommt vom mhd. törpel und heißt da Dörfler; tölpelhaft war also zunächst nur einer, der sich dörfisch benahm. Da man aber, namentlich in der Ritterzeit, verächtlich auf die Bauern herabsah, die sich nicht so vornehm und geziert benahmen, bekam es den Sinn: ungebildet, ungeschickt. Das Schimpfwort Sippschaft hatte die hohe Bedeutung: Blutsverwandtschaft, Familienband; und gemein haben wir in der „Deutschen Stunde“ schon einmal in der ursprünglichen Bedeutung „allgemein“ kennen gelernt, als wir erfuhren, daß das erste von allen Deutschen gemeinsam(!) gesprochene Deutsch das „gemeine Deutsch“ genannt wurde.

Eine Veredelung der Wortbedeutung ist seltener eingetreten. Du erkennst sie deutlich bei den folgenden Wörtern, deren ursprüngliche Bedeutung in Klammern angeführt ist: Dom (Haus), Minister (Diener), Marschall (Pferdeknecht). Schalkhaft, das heute den harmlosen Sinn von „verschmitzt, spaßhaft“ hat, hieß früher soviel wie schadenfroh, boshaft oder hinterlistig.

Auch ins Deutsche eingedrungene Fremdwörter haben sich oft eine Bedeutungsverschiebung gefallen lassen müssen, und es ist erfreulich für jeden, der seine Muttersprache hochhält, daß die Fremdlinge entwertet und im Ansehen unter die zunächst gleichbedeutenden deutschen Ausdrücke gestellt wurden. Dafür nur zwei Beispiele: Courage heißt Mut, nobel heißt edel; aber niemand würde sagen: Mit großer Courage versuchte Johanna Sebus ihr nobles Rettungswerk. Empfindest du es, daß die Fremdwörter hier lächerlich und entwürdigend wirken?

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten

Jacob ohne Märchen in D. Sämtliche Feen, Nixen, Drachen und Kobolde werden dir auf die Bude rücken, wenn sie hören, daß du keine Märchen mehr leiden magst. Die Jugend darf den Sinn für die köstlichen Märchen nicht verlieren. Wir bringen in der „Rama-Post“ genügend Abwechslung, sodaß sich keiner zu beklagen hat. Uebrigens schreiben viele Kinder, wir möchten doch mehr Märchen bringen, ein Zeichen, wie beliebt sie sind. — Die von dir erwähnte Stadt ist uns nicht bekannt. Wo hast du denn den Namen her?

Gretel Leser, Frankfurt a. M. Damals haben wir dir ein Briefchen geschrieben und heute findest du dich im Briefkasten. Gelt, das gefällt dir. Wir freuen uns, wenn wir gelegentlich ein Lebenszeichen von dir erhalten. — —

Rudolf Mühlhaus, Naundorf. Hab' keine Angst, daß die Welt mal zu klein wird. Auch nach tausend Jahren wäre für dich noch genügend Platz vorhanden. Heute beherbergt die Erde etwa 1700 Millionen Menschen, doch kann die Erde fast 8000 Millionen fassen, und bei Ausnutzung aller Rohstoffquellen könnten etwa vier- bis fünfmal soviel Menschen, wie jetzt leben, ernährt werden. Schiller hat vorerst also noch recht: „Raum für alle hat die Erde“. Die Zeichnungen sind fein. —

Gerhard Lemm, Köln-Bickendorf. Du bist ein prächtiger Junge, und es freut uns, daß du unsere „See-Nummer“ gleich als solche entdeckt hast. Hier die ersten Verse deines Gedichtes: „Ich sah das Lied vom Meeresstrand — Und Storms und Geibels Gedichte, — Ich las vom Riesendampfer allerhand, — Von Eisbergs Größe und Gewichte. — — Vielen Dank für die Aufmerksamkeit.

Gottfried Schramm. Die Pinguine sind etwa ein Meter große Meeresvögel von ulkigem Benehmen und Aussehen. Lies den schönen Aufsatz in Nr. 12 (10. Jahrgang) „Auf Jagd nach Pinguinen“. Dieser Aufsatz bringt auch Bilder dieser Tiere.

Willi Lenz, Stromberg. Sage deinem Bruder Paul, daß der Elefant das größte Tier ist. Wenn ihm so ein Koloß aufs Hühnerauge tritt, dann braucht er bestimmt nicht mehr zu kukirolen. Die Giraffe, welche eng mit dem Elefanten befreundet ist, trägt den Kopf sehr hoch, sodaß sie bequem die Blätter an den Bäumen erreichen kann.

Kleine Barbette, Frankfurt a. M. sollte eigentlich keine Antwort bekommen, weil sie keine Adresse angibt. Kinder bis zum erreichten 15. Lebensjahre dürfen sich an unseren Preisausschreiben beteiligen. Aber auch über diese Zeit hinaus sind uns alle Kinder als Freunde und Freundinnen willkommen. —

Käthe vom Rhein. Jetzt hast du die Reisekasse umsonst angelegt, denn die Insel Susanoo ist verschwunden. Hast du die Geschichte ganz gelesen?

Klugchen aus dem Gleichengebiet. Das „Rama“-Mädchen will keinen Bubikopf haben, weil es sich von den Blondzöpfen nicht trennen mag. Deine Beschreibung gefällt uns. Fips las uns deinen Brief vor und platzte plötzlich los: „Denkt nur, dunkelblonde Augen hat das Klugchen!“ Er hatte das Haar mit den Augen verwechselt. Solch ein Schlingel! —

Hermine Ahrendt und Martha Prehs, Burg. Wem sollen wir nun Recht geben? Die Kohle nennen wir „Schwarzes Gold“ und der Herr Lehrer sagt: „Schwarze Diamanten“. Beides ist richtig, denn der Vergleich der Kohle mit Gold und Diamanten soll nur den großen Wert der Kohle bezeichnen. Hermine sagt z. B. zu dem kleinen putzigen Brüderchen in der Wiege „Stöppchen“, doch Martha steigt etwas höher und sagt „Liebling“. Was habt ihr aus diesem Beispiel gelernt?

Maria Hanf und Therese Weiland. Habt ihr das Silbenrätsel wirklich allein gemacht? Wenn ja, dann habt ihr ein Lob verdient, denn das Rätsel ist brauchbar. Schlau waret ihr nicht, daß ihr eure Adresse verschwiegen habt, denn nun seid ihr um ein feines Briefchen gekommen.

Mathilde aus Ravensburg ist schön dumm gewesen, daß sie die große Unbekannte spielte. Wie kommst du zu diesem Schwabenstreich? Wenn du dich versteckst, dann können wir dir nicht helfen. Uebrigens sind uns alle Kinder willkommen. Ausnahmen gibt es nicht. Die Schwäbin ist uns genau so lieb wie die Rhein-Nixe.

Beim Einkauf von „Rama-Margarine butterfein“ erhält man umsonst abwechselnd von Woche zu Woche die Kinderzeitung „Die Rama-Post vom kleinen Coco“ oder „Die Rama-Post vom lustigen Fips“.

Fehlende Nummern sind gegen Einsendung von 10 Pfg. (in Briefmarken) pro Exemplar vom Verlag erhältlich.

Wer etwas mitzuteilen hat, schreibe an: „Die Rama-Post vom kleinen Coco“, Goch (Rhld.)

Für den Inhalt verantwortlich: P. Mengelberg, Goch (Rhld.)